

Andere Periodika, wie die *Österreichische Lehrerinnen-Zeitung*, traten für die beruflichen Interessen von Frauen ein oder waren, wie die *Arbeiterinnen-Zeitung*, Teil der proletarischen Frauenbewegung und beschäftigten sich mit der sozialen Not der Arbeiterinnenschaft. Im Weiteren werfen die Autorinnen die Frage nach der bibliothekarischen und dokumentarischen Erfassung von historischen Frauenzeitschriften auf und berichten von einem wahren „Schatz“, der in österreichischen Bibliotheken und Archiven ruht. Noch gibt es keine verlässliche Quelle für den Gesamtnachweis der österreichischen Periodika, und das Herausfiltern von Frauenzeitschriften aus allgemeinen Nachschlagwerken ist aufgrund mangelhafter Indexierung besonders mühsam. Im Zuge des ARIADNE-Projekts der Österreichischen Nationalbibliothek hat die Aufarbeitung der historischen Bestände bereits begonnen,¹ außerdem werden historische Frauenzeitschriften im deutschsprachigen Raum immer häufiger auf Mikrofilm archiviert. Es bleibt zu hoffen, dass diese ehrgeizigen Projekte energisch weiterverfolgt werden, damit sie zukünftigen Forscherinnen und Forschern als Basis für ihre Untersuchungen dienen können.

Insgesamt bietet diese Ausgabe von *Medien & Zeit* einen vielfältigen, wenn auch von den Themenstellungen sehr heterogenen Zugang zu „Frauen und Medien“ und ist für HistorikerInnen und KommunikationswissenschaftlerInnen gleichermaßen interessant.

Sandra Eder, New York/Wien

Elisabeth Dickmann u. Eva Schöck-Quinteros Hg., **Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“** (= Schriftenreihe des Hedwig-Hintze-Instituts Bremen 5). Berlin: Trafo Verlag 2000, 390 S., div. Abb., öS/DM 49,80/sFr, ISBN 3-89626-178-9.

Franziska Rogger, **Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern**. Bern: eFeF-Verlag 1999, 239 S., 120 Abb., öS 291/DM 39,80/sFr 38,00, ISBN 3-905561-32-8.

Der Schwerpunkt in beiden vorzustellenden Publikationen liegt – trotz anderslautender Titel – auf der möglichen, auch wissenschaftlichen Berufstätigkeit von sogenannten Pionierinnen des Frauenstudiums. Bei beiden steht – nach der heutigen Fakultätseinteilung gegliedert – die Schilderung der Lebenswege einzelner Frauen im Mittelpunkt. Während sich Franziska Rogger auf die Universität Bern konzentriert, ist der von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros herausgegebene Sammelband von den Orten der Barrieren und Karrieren her vielfältiger, wenn der geographische Schwerpunkt auch im ehemaligen Preußen liegt.

Eingeleitet wird dieser Sammelband mit einer geschlechtsspezifisch vergleichenden Studie zu den Professionalisierungsprozessen akademischer Berufe in Deutsch-

1 Vgl. <http://www.onb.ac.at/ariadne/>.

land, England, den USA, Frankreich und der Schweiz. Ilse Costas kommt zu dem Ergebnis, dass die Zulassung von Frauen zum Studium ebenso wie zu einer dem Studienabschluss adäquaten Berufstätigkeit innerhalb oder außerhalb der Universität überall vom Professionalisierungsgrad und vom Sozialprestige, zum Teil auch vom Verstaatlichungsgrad des jeweiligen Berufes abhing.

Es folgen Aufsätze zum Frauenstudium in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Die Autorinnen spüren den Protagonistinnen auf vielfältige Weise nach: Heike Brandstädter fächert Margarete Susmanns weit gestreute Tätigkeitsfelder auf, denn diese Frau war keine klassische Wissenschaftlerin, sondern sie arbeitete – gemäß dem Titel ihrer Autobiografie, „Ich habe viele Leben gelebt“ – als Publizistin, Essayistin, Malerin, Dichterin, Philosophin und Privatgelehrte. Elisabeth Dickmann untersucht zunächst, ob Hedwig Hintze als Spezialistin für Französische Geschichte von den männlichen Kollegen rezipiert und zitiert wurde, und gibt dann eine Darstellung ihres gelungenen Versuchs, sich in Berlin – bis 1933 – eine akzeptable Existenz als eigenständige Wissenschaftlerin und als Frau eines renommierten Professors zu schaffen. Eva Schöck-Quinteros konstatiert in ihrer biografischen Skizze über Dora Benjamin, dass diese in den Arbeiten über ihre Brüder kaum Erwähnung findet, schon gar nicht als promovierte Nationalökonomin. Sie hielt sich vom staatlich organisierten Wissenschaftsbetrieb allerdings fern und engagierte sich – auch nach ihrer Emigration – in der praktischen sozialen Arbeit. Theresa Wobbe stellt mit Mathilde Vaering und Marianne Weber zwei Wissenschaftlerinnen des frühen 20. Jahrhunderts vor, die formal oder informell Mitglieder der *scientific community* waren. Als maßgeblich für diese erste Wissenschaftlerinnengeneration sieht die Autorin die Verbindung von Frauenbewegung, akademischen Berufsstrategien und Forschungsgebieten an und betont die Bedeutung privater und beruflicher Netzwerke für die Stabilisierung ihrer Position. Über die für Wissenschaftlerinnen wesentlich schwierigeren Bedingungen der Emigration und des ‚Fuß Fassens‘ im fremden Land sowie über deren (Nicht-)Beachtung und die daraus resultierende Ungleichgewichtigkeit in der Emigrationsforschung schreibt Hiltrud Häntzschel. Christa Kersting liefert eine überwiegend statistisch ausgerichtete Arbeit zur Lage der Akademikerinnen in der Erziehungswissenschaft nach 1945. Auch auf diesem scheinbar „typisch weiblichen“ Gebiet hatten Frauen im Wissenschaftsbetrieb vor allem in untergeordneten Funktionen Chancen.

Der dritte Teil, Frauen in den Naturwissenschaften, wäre aufgrund des damaligen Fakultätszusammenhanges sinnvoller an zweiter Stelle platziert gewesen, weshalb er hier vorgezogen wird. Annette Vogt behandelt darin die Physikerinnen im Berliner Raum zwischen 1900 und 1945, darunter Lise Meitner, die sich als erste Physikerin 1922 an der dortigen Philosophischen Fakultät habilitierte. Die Physik-Promotionen von Frauen aus dem genannten Zeitraum sind auch tabellarisch erfasst. Auf eventuelle spätere Tätigkeiten wird verwiesen, doch wäre auch die Angabe des Herkunftsmilieus interessant gewesen. Von Mathilde Vaering, die 1910 promovierte und sich „aller Männerkultur und Kunst, allen Weiberkörpern und Balletts zum Trotz“ (231) der Mathematik und den Naturwissenschaften verschrieb, geht Renate Tobies in ihrer Arbeit zu den ersten promovierten Mathematikerinnen aus – insbesondere die Professoren der Universität Göttingen förderten Studentinnen dieses Faches. Susanne Flecken befasst sich mit der ersten Wissenschaftlerin an der

Universität Bonn, der Zoologin Marianne zur Linden, die bereits 1899, also acht Jahre bevor Frauen in Preußen regulär studieren konnten, als „zweiter Assistent“ am Zoologischen und Vergleichend-Anatomischen Institut angestellt wurde (258). Ihr Habilitationsantrag wurde zwar vom Professorenkollegium befürwortet, vom zuständigen preußischen Minister aber abgelehnt. Mit dem Objektivitätspostulat in den Naturwissenschaften, speziell in der Biologie, setzte sich Tekla Reimers auseinander. Sie zeigt an Forschungsarbeiten zum Thema „Geschlechtsunterschiede“ auf, dass die Ergebnisse voneinander abweichen, je nachdem ob die Untersuchungen von Männern oder Frauen konzipiert und durchgeführt wurden, und zwar hinsichtlich der Betonung von sexueller Differenz beziehungsweise sexueller Gleichheit. Das klassische Objektivitätspostulat habe man sich von Ergebnissen der Frauenforschung bis jetzt nicht erschüttern lassen.

In den Aufsätzen von Annette Vogt und Susanne Flecken wäre – wie generell – die Berücksichtigung der einschlägigen österreichischen Literatur von Vorteil gewesen: Die bei Vogt erwähnte Physikerin Erika Cremer wurde 1940 an der Universität Innsbruck Dozentin und 1959 ordentlicher Professor für physikalische Chemie. 1998 publizierte Gerhard Oberkofler eine Biografie über diese Frau. Und hätte Susanne Flecken das 1990 von Waltraud Heindl und Marina Tichy herausgegebene Buch zu den Frauen an der Universität Wien ab 1897 – meines Erachtens die erste der Universitäts-Frauengeschichten im deutschsprachigen Raum – zur Hand genommen, so wäre klar geworden, dass die Jugendfreundin von Marie Gräfin zur Linden, Gabriele von Andrian-Werburg, identisch ist mit derjenigen Gräfin Wartensleben, bei der zur Linden ihre letzten Jahre in Liechtenstein verbrachte. Diese offensichtlich lebenslange Freundin hatte außerdem 1900 nach einem Studium der Klassischen Philologie in Zürich und Heidelberg als erste Frau das Doktorat an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien erworben.

Im zweiten, den Medizinerinnen gewidmeten Teil, befasst sich Marita Krauss mit einer der ersten Studentinnen der Universität Leipzig, der 1855 in der Nähe von London geborenen Hope Bridges Adams Lehmann. Sie zeichnet das in mühevoller Detailarbeit recherchierte Lebensbild einer Frau als berufstätige Mutter, engagiert in der Sozialdemokratie und der „Frauenfrage“, die sie schließlich als „Männerfrage“ definierte. Kristin Hoesch schreibt über die Kliniken für Frauen, die weibliche Ärzte in Berlin betrieben. Damit schufen sich die im Ausland promovierten Ärztinnen ein Betätigungsfeld, ausgerichtet auch auf die Klientel unzureichend versicherter Frauen. Ab 1903 wurden Medizinerinnen in Preußen auch als Schulärztinnen eingestellt. Sabine Schleiermacher stellt diesen Arbeitsbereich vor allem am Beispiel Helenefriderike Stelzners vor.

Unpassend platziert ist in diesem Abschnitt der Aufsatz von Eva Brinkschulte über die ministerielle Umfrage in Preußen zur Habilitation von Frauen im Jahr 1907, die dem bis 1919 wirksamen Erlass, dass die Habilitation von Frauen nicht zulässig sei, vorausging. Wie die Autorin aufzeigt, konnten besonders begabte Frauen die Leitung von Abteilungen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen und auch den (kostenneutralen) Titel „Professor“ erhalten, so dass die formale Gleichstellung ab 1919 weniger zur Besserstellung der Wissenschaftlerinnen als zur Verfeinerung der Ausschließungsmechanismen führte.

Im vierten Teil werden verschiedene Fragen zu den ersten weiblichen Studierenden behandelt. Wiltrud Ulrike Drechsel verortet deren Universitätsdasein zwischen den

Polen Faszination und Ausgrenzung, Anja Burchardt befasst sich mit dem distanzierten Verhältnis zwischen russischen und deutschen Medizinstudentinnen während der Anfänge des Frauenstudiums. Marianne Koerner zeichnet Entwicklung und Struktur der männlichen studentischen Interessensvertretungen nach und im Vergleich dazu die Konstituierung von Studentinnenvereinen sowie deren Bemühen um Beteiligung an der studentischen Mitverwaltung. Eine der wenigen Arbeiten, die sich nicht mit der Situation in Preußen befasst, ist Heike Hessenauers Studie über die Studentinnen an der Universität Würzburg bis 1939, wo es keine radikalen Gegner des Frauenstudiums gab.

Den Schluss des Buches bildet die Situation an den Juridischen Fakultäten. Nachdem Frauen bereits ab 1894 mit der Gründung von Rechtsschutzvereinen und der Abfassung von Broschüren zur juristischen Selbsthilfe gegriffen und sich auch während der Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) kritisch zu Wort gemeldet hatten, wurde ihnen, etwa im Gegensatz zu Österreich, mit der Zulassung als ordentliche Hörerinnen an die Universität auch das Jusstudium zugänglich – allerdings nicht das für die Berufsausübung nötige Erste juristische Examen, nicht die Referendarszeit und nicht die Zweite Staatsprüfung! Mit den ersten deutschen Juristinnen als möglichen Garantinnen gegen „Männerjustiz“ befasst sich Beatrix Geisel. Sie zeigt neben der schlechten Berufssituation die unterschiedlichen Positionen innerhalb der Frauenbewegung zu rechtlichen Fragen auf, auch Generationenkonflikte sowie die Unmöglichkeit, ein breiteres Spektrum von Frauen in juristischen Berufen zu etablieren. Nicht um praktische Rechtssprechung, sondern um die Beteiligung von Juristinnen am (rechts-)wissenschaftlichen Diskurs geht es Ursula Rust, die darlegt, wie langsam Frauenkarrieren in diesem Bereich vorankamen. Konstanze Plett und Sabine Berghahn setzten sich anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des BGB mit dessen Familienrecht als der „(un-)heimliche[n] Verfassung des Patriarchats“ (363) auseinander.

Auf die umfassende Untersuchung der ersten Studentinnen an der Universität Bern konzentriert sich Franziska Rogger in ihrem Buch. Diese mussten sich ihr Leben fast ausnahmslos selbst organisieren, ebenso wie sie die höhere Mädchenbildung, die entsprechenden Bildungszertifikate, die Zulassung zum Studium, die Akzeptanz während des Studiums und einen dem Studienabschluss wenigstens annähernd adäquaten Berufsweg alleine erkämpften. Es macht daher viel Sinn, dass Rogger durchwegs biografische Skizzen dieser Pionierinnen liefert. Für deren Lebensgeschichten griff sie nicht nur auf das Universitätsarchiv zurück, in dem sie selbst arbeitet, sondern sie leistete auch eine Fülle weiterer Rechercharbeiten. Den Beginn setzt sie mit den „allerersten“ Frauen an der Universität Bern und verfolgt dann den Weg der ersten Wissenschaftlerinnen, die es schafften, Dozentinnen oder gar Professorinnen zu werden. Auch diejenigen Frauen, die nach dem Studium einen „besonderen Weg“ wählten und sich ein anderes Arbeitsfeld gestalteten, werden behandelt. „Der Doktorhut im Besenschrank“ ist daher zwar ein griffiger, aber irreführender Titel. Die vorgestellten ersten Studentinnen deponierten ihren Doktorhut gerade nicht dort, und es stellt sich die Frage, ob dieses Phänomen dann nicht bei späteren Studentinnengenerationen häufiger war.

Die fakultäts- beziehungsweise fachbezogenen Kapitelüberschriften verweisen jeweils auch schlagzeilenartig auf die Berufsaussichten der Absolventinnen; zum Beispiel: „Die Natur- und Geisteswissenschaftlerinnen: Klein gehaltene Lehrerinnen“ oder „Die ersten Juristinnen: Gerade gut genug für eine Stenodaktylo-Stelle“. Die Form der sprachlichen und erzählerischen Darstellung insgesamt verweist auf Franziska Roggers Tätigkeit als Journalistin; die fesselnd geschriebenen Lebensgeschichten sprechen sicher auch ein interessiertes breiteres Publikum an.

Die ersten Studentinnen der Universität Bern (ab 1868) waren Russinnen, die nach dem Abschluss in der Regel als engagierte Reformerrinnen in ihre Heimat zurückgingen; anders war die Situation der Schweizer Absolventinnen. Auch wenn es für die ersten promovierten Ärztinnen unter ihnen keine formalen Hindernisse für die Berufsausübung gab, so existierten solche doch in der Lebenswirklichkeit. Die Karriereleiter endete im Mittelfeld, üblich war ein Zu- und Mitarbeiterinnenstatus mit entsprechend schlechter Bezahlung. Formale Hindernisse standen hingegen denjenigen Natur- und Geisteswissenschaftlerinnen entgegen, die ins Gymnasiallehramt gehen wollten, da die Schweizer Gymnasien bis nach dem Zweiten Weltkrieg keine Frauen als reguläre Lehrkräfte anstellten. Auch die promovierten Juristinnen wurden in Bern nicht als Anwältinnen zugelassen. Erst 1916 etablierte sich die erste Berner Anwältin (mit einem bedeutenden Vater im Hintergrund), 1926 wurde die erste Notarin ernannt. Am schwierigsten hatten es die Theologiestudentinnen. Für evangelische Theologie konnten sich Frauen ab 1917 zwar immatrikulieren, doch wurden sie zunächst nicht zu den gleichen Examina zugelassen und dann im Beruf nur als „Hilfsarbeiterinnen“ geduldet. Die erste katholische Theologin, die ihr Studium auch abschloss, schrieb sich überhaupt erst im Wintersemester 1985/86 ein.

Das Kapitel über die ersten Habilitationen von Frauen gestaltet sich für die Universität Bern, ebenso wie für die meisten anderen Universitäten auch, trist. Nach einem hoffnungsvollen Beginn 1898 mit der Philosophin Anna Tumarkin, die als 23-Jährige das Verfahren bestand und ab 1905 in den Genuss eines Dozentenhonors kam, und drei weiteren Habilitationen von Frauen in diesen Jahren, erfolgte ein Einbruch in der Kriegs- und vor allem Nachkriegszeit, als von der früheren frauenfreundlichen Atmosphäre der Universität Bern nicht mehr viel zu spüren war.

Beide hier vorgestellten Bände geben einen guten Einblick in die schwierige Situation, vor die sich die ersten studierwilligen Frauen gestellt sahen. Weniger Lust auf Abenteuer, wie der eine Untertitel suggeriert, sondern ein hohes Maß an Lernbereitschaft, an strategischen Fähigkeiten, vor allem aber an Frustrationstoleranz und Durchsetzungsvermögen waren gefragt. Noch mehr verweisen beide Publikationen auf die Barrieren, die vor Frauen aufgebaut wurden, wenn sie in eine ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und Leistungsfähigkeit adäquate Berufstätigkeit einsteigen wollten. Und doch galt für fast alle von ihnen: Sie hatten keine Chance – aber sie nutzten sie ...

Margret Friedrich, Innsbruck